



Die Bibel

Wahre Währung

Von Peter Ruch

Eine richtige Waage und richtige Gewichtssteine sollt ihr haben, ich bin der Herr (Leviticus 19,36). – Dass im biblischen Gesetz eine solche Bestimmung steht, zeigt, dass Tausch und Handel schon vor Jahrtausenden gang und gäbe waren und dass der *Bschiss* beim Gütertausch zur Versuchung werden kann. Ehrlichkeit fördert den Handel und damit den Frieden. Deshalb haben wahre Masse göttliche Autorität. Beim Einkaufen vertraue ich darauf, dass die Waagen stimmen. Abgewogen wurde zu biblischen Zeiten auch das Geld, also Gold und Silber. Geprägte Münzen wurden zuweilen nicht gewogen, sofern die Ausgabestelle vertrauenswürdig war.

Die ursprünglichen Geldwerte waren Gewichtsangaben: Pfund, Peso, Lira; in der Bibel Lot, Schekel und Talent. Das Pfund war ein Pfund Silber, damals nicht 500 Gramm. Bei 320 Gramm müsste ein Pfund Sterling heute rund 180 Franken wert sein. Sein Wert beträgt Fr. 1.25. Ähnliche und grössere Wertverluste erlitten auch die anderen Währungen.

Der Grund dafür liegt in der Abkehr vom Goldstandard im 20. Jahrhundert. Ungedecktes staatliches Papiergeld verdrängte die Golddeckung. Seither können die Notenbanken die Zinsen drücken und die Geldmenge beliebig aufblähen – angeblich, um die Wirtschaft in Schwung zu halten. Das ist keineswegs ihre Aufgabe. Die Europäische Zentralbank kauft heute uferlos staatliche Schrottpapiere zusammen, um Staats- und andere Bankrotte abzuwenden. Damit stützt sie veraltete Strukturen, enteignet die Sparer, treibt sie in Immobilien und Sachwerte, heizt den Konsum und die Umweltbelastung an und schmälert die Renten der Nachkommen. Bei der räuberischen Umverteilung lässt Mario Draghi die Mafiabosse weit hinter sich. Eine wirtschaftliche Flaute würde Anpassung, Normalisierung und sparsamen Umgang mit den knappen Gütern bewirken. Das wäre heilsam und durchaus erträglich. *Pflanzen hat seine Zeit, und Ausreissen hat seine Zeit* (Prediger 3,2). Wer ein bisschen Gottvertrauen hat, würde auf die Falschmünzerei der Notenbanken gerne verzichten.

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in Pfyn, Schwerzenbach und Küssnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.

Kunst

Elend zwischen den Beinen

Das Städel-Museum in Frankfurt widmet sich publikumswirksam dem Geschlechterkampf in der Kunstgeschichte. Anstatt die Sinne anzuregen, erinnert die Ausstellung an misstratene Traumatherapien. Trotzdem ist ein Besuch erhellend. *Von Regula Stämpfli*

Das Beste kommt erst ganz am Schluss: die exzeptionelle Skulptur von Maria Martins, deren Liebesleben in der Surrealistenzene ebenso wild wie deren Kunst war. Zwei Figuren sind im Begriff, sich mit spitzen Zähnen so zu umgarnen, dass sie ineinander überfließen. Menschen, die versuchen, sich nah zu sein, und an der Impraktikabilität des Unterfangens scheitern. Deshalb heisst das Artefakt auch: «Das Unmögliche».

Das Thema der Geschlechter ist nämlich nicht der Sex, sondern die Liebe. Gegenstand ist auch nicht der Kampf zwischen Mann und Frau, sondern die Suche nach Harmonie. Dass diese – bei allfälliger Dominanz eines Geschlechts – im Krieg mündet, zeigt allein die Einfahrt nach Frankfurt: Phall an Phall reiben sich die Glaspaläste, und man ist an Joseph Roth erinnert, der in seinem Roman «Hotel Savoy» meint: «Banken und Börsengeschäfte! Selbst die Schöpfung gleicht, je länger, je mehr, der verfehlten Börsenspekulation eines Gottes, der pleite gegangen ist.»

Immer wieder schockiert mich die Hässlichkeit dieser Stadt, ganz besonders in der Nähe des Bahnhofs. Es herrscht eine ausgesprochen aggressive Atmosphäre: Alles ist «halal», Kinder betteln, und Frauen sind kaum auf der Strasse zu sehen. Erst nach mehreren hundert Metern und gefühlten tausend missbilligenden Blicken erreiche ich den Holbeinsteg, der mich sofort in eine Oase grossbürgerlicher Kultur führt, ein Kontrast, der schon wieder etwas Absurdes hat. Ich folge gut-situierten Damen, buntgekleideten Frauen mit ihren Töchtern im Teenie-Alter – kein Mann weit und breit.

Wo bleibt die lächelnde «Venus»?

Den Auftakt im Städel-Museum machen Tweets und Hashtags, die nichts, aber auch gar nichts mit den nachfolgenden Werken zu tun haben. Soll dies das Marktgeschrei sein, das den anschliessenden Weg durch den Tunnel

freudlicher und freudloser Frauendarstellungen quasi vertont? Geht es hier wirklich um Geschlechterkampf und nicht eher um einen tieftraurigen Blick auf eine Zeit, die nur die kopfabschlagende Salome, die Haarfetischistin Delila oder die schlangenumgarnte Medusa wahrnahm? Angst kräuselt sich in den düstersten Farben.

Weshalb die listig lächelnde «Venus» von Lucas Cranach oder die «Lucca-Madonna» mit rotem Haar von Jan van Eyck ausgerechnet in der Ausstellung fehlen, bleibt ein Rätsel. Denn sie hätten sehr wohl die gar frauenfeindlich angelegte Ausstellung erhellt. Die Dominanz von Frauen kann sich nämlich durchaus lieblich zeigen. Doch die düstere Vorführung verzichtet bewusst auf Frauenfiguren, die berauschen, verzaubern und auf

ganz andere Art als die Männer kämpfen. Sie vermittelt auch keinen Hauch von Ahnung davon, wie das «Weib», wenn nicht in Ketten gelegt, durchaus Lust empfinden und die Welt gestalten könnte, statt nur Köpfe oder andere Körperteile abzuschneiden. Wer sich auf den kaputten männlichen Blick spezialisiert, hat nichts zu erzählen, schon gar nichts Neues.

Drei Werke (ausser der eingangs erwähnten Plastik) werfen die enttäuschte Besucherin aus ihrer Bahn: George Framptons «Lamia» (1899/1900) aus Elfenbein, Bronze, Opal und

Glas, die sich als mechanischer Golem durchaus mit der falschen Maria in Fritz Langs «Metropolis» vergleichen lässt. Ebenso die «Frau mit Absinthglas» (Moulin Rouge) von Jeanne Mammen, datiert zwischen 1908 und 1914. Hier riecht man förmlich den Tod, der jedem gekauften Sex innewohnt. Eindrücklich krank sind auch die Puppenbilder von Oskar Kokoschka, der mit seiner Alma-Mahler-Obsession heutzutage, und völlig zu Recht, als hinterhältiger Stalker für eine Weile weggesperrt werden müsste. Allein dies sagt sehr viel über den heutigen und den damaligen Kunstmarkt aus – nicht zu reden



«Das Unmögliche» von Maria Martins.

Die düstere Vorführung verzichtet bewusst auf Frauenfiguren, die berauschen.



«Sie» von Gustav Adolf Mossa, 1905.



Max Liebermanns «Simson und Delila», 1902.



Hannah Höchs «Die Braut».

von den «Aufschrei»-Debatten, die bedauerlicherweise vom Kern menschlicher Ungleichheit, Diskriminierung und Verfolgung ablenken.

Meret Oppenheim ist mit «Ma gouvernante» in der Ausstellung vertreten. Das Werk zeigt ein Paar Stöckelschuhe, die kunstvoll verschnürt, dekoriert mit weissen Papiermanschetten, an Pouletschenkel erinnern. Das Exponat passt weniger zum Thema «Geschlechterkampf» als zu «Fleischmarkt Frau».

Die Frau kastriert den Mann

Die 150 Werke sind auf Stereotype festgelegt. Die Ausstellung bildet nicht, sie bildet nur ab: die klassische Trennung des Staates (männlich), der die Natur (weiblich) unterwerfen muss. Die Verführung (weiblich), die den Geschlechtstrieb (männlich) manipuliert, kon-

Wird das Klischee hundertfach wiederholt, ist die Sache längst nicht mehr amüsant.

trolliert und, wenn nötig, auch kastriert. Die Negativfolien erschöpfen so sehr, dass sich die Besucherin den Gang nach oben, in den zweiten Teil der Ausstellung, sehr wohl überlegt.

Denn aus der Wahl- und Abstimmungsforschung weiss ich um das «Framing», Deutungsrahmen, die dem Denken eine ganz bestimmte Ordnung aufoktroieren. Framing verstärkt alle Klischees. Deshalb ist ein Vorurteil zunächst noch witzig – wie das von der Frau, die im Vergleich zum Mann über das leichtgewichtige Gehirn verfüge, es dafür aber, wiederum im Unterschied zum Mann, auch schon mal benutzt habe.

Wird indessen das Klischee hundertfach wiederholt, ist die Sache längst nicht mehr amüsant. Denn dann beginnen die Menschen, Bilder, Begriffe, Darstellungen nur noch im Rahmen dieser Mehrheit einzuordnen. Treffen diese Vorurteile auf Maschinen, Kunst und Wissenschaft, konstruieren sie die Welt.

Deshalb ergänzt Google dann bei «Frauen sollten» mittels Autokorrektur: «die Klappe halten», und Wikipedia transformiert Frauenbiografien zu eigentlichen Hassreden. «Die Menschen glauben viel leichter eine Lüge, die sie schon hundertmal gehört haben, als eine Wahrheit, die ihnen völlig neu ist» (Alfred Polgar).

Saftige Fülle

So reduziert «Geschlechterkampf» das Elend auf den Ort zwischen den Beinen. Sex ist Kopulation, und Vermehrung passiert höchstens durch Aktiengewinn. Im Korsett des zweigeschlechtlichen Körpers gefangen, mündet der Mythos des ewigen Streitens von Mann und Frau in eine drogeninduzierte Langeweile. Das ist alles fern jener saftigen Fülle, die nor-



Meret Oppenheims «Ma gouvernante».

male Menschen mit Sex, Geschlecht, Liebe und Menschen verbinden.

Das Städel verpasste die grosse Chance, mit alten Werken ganz neu zu schauen. Der Gang durchs Museum erinnert an missratene Traumatherapien, die wieder und wieder die Probleme statt der möglichen Heilung thematisieren. Die neuralgisch-hochkomplizierte Zeit vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges wird so auf heute projiziert. «Fühlen, wie die eine Hälfte unseres Ich die andere mitleidlos niederzerrt [...] das führt bei der krankhaften Hellsichtigkeit des Neuropathen schliesslich zur Erkenntnis eines Kampfes aller gegen alle: keine Verständigung möglich zwischen Menschen, kein Gespräch, kein Zusammenhang zwischen heute und gestern: Worte lügen, Gefühle lügen, auch das Selbstbewusstsein lügt» («Zur Physiologie der modernen Liebe» von Hugo von Hoffmannsthal).

Zu viel «Oedipus Rex», zu viel Identitätsschrott, zu wenig Modernität – so möchte ich die Ausstellung im Städel zusammenfassen, um erstaunlicherweise unbedingt für einen Besuch zu werben. Denn der «Vogel-Übermuth» des freien Menschen (Nietzsche) stellt sich erst ein, wenn man konsequent mit den erfundenen Ordnungen der Menschen abgeschlossen hat. So verhilft die Enge der Ausstellung durchaus zu einem freien Geist – und sei es auch nur in der Begegnung mit dem Unerwünschten.

«Männer in höchster Gefahr», so fasste die *Frankfurter Rundschau* die Ausstellung zusammen. Doch solche Deutungshoheit ist nirgends zu erkennen. Vielmehr zeigen die Werke, wie antimodernistische Impulse, männliche Projektionen und futuristische Fabeln die Geschichte von Mann und Frau so erzählen, dass dabei nur noch der Hashtag «Aufschrei» übrigbleibt.

Geschlechterkampf. Franz von Stuck bis Frida Kahlo. Städel-Museum, Frankfurt am Main. Bis 18. März. Katalog, 336 S., Fr. 68.–

Theater

Freak-Show für's Bildungsbürgertum

Nicht einmal Behinderten-Sex kann das Theaterpublikum noch schockieren. Dies die Haupterkennnis von Milo Raus «120 Tage von Sodom» im Zürcher Schauspielhaus. Von Rico Bandle

Einst wurden Behinderte als Attraktion am Jahrmarkt vorgeführt. Diese Zeiten sind zum Glück vorbei. Dafür spielen Menschen mit Down Syndrom oder anderen Beeinträchtigungen Theater, natürlich heilpädagogisch umfassend betreut. Zu den bekanntesten Gruppen mit geistig behinderten Schauspielern gehört das Zürcher Theater Hora, das weltweit an Festivals auftritt. Theatermacher Milo Rau, bekannt für seine Stücke, in denen er reale Gräueltaten aufarbeitet, hat sich für sein neuestes Projekt den Hora-Schauspielern angenommen. Mit ihnen brachte er Pier Paolo Pasolinis «Die 120 Tage von Sodom» auf die Bühne, einen der brutalsten und gewalttätigsten Filme der Kinogeschichte.

Geistig Behinderte, die Folter, Vergewaltigung und Mord nachspielen – das hatte man noch nie gesehen. Milo Raus Konzept versprach eine Freak-Show der Extraklasse, die jede Jahrmarktspräsentation in den Schatten stellt. Natürlich alles unter dem Deckmantel der Kunst, und erst noch im renommierten Zürcher Schauspielhaus.

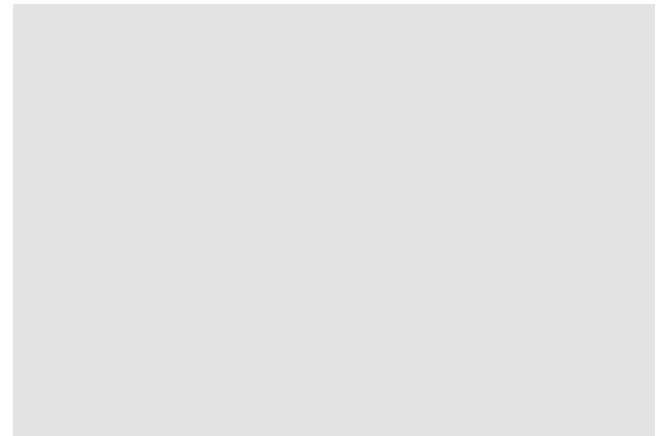
Den Trick mit dem Deckmantel beherrscht Rau perfekt. Ein ganzes Buch mit intelligenten Texten liefert er zum Stück mit als intellektueller Überbau, die Inszenierung ist dann voller Verweise auf Werke der Kunstgeschichte. Allein damit nimmt er allen, die seine Inszenierung mit Behinderten degoutant finden, den Wind aus den Segeln: Sie haben einfach nicht begriffen.

Und auch beim Aufbau des Stücks sichert sich Rau stets doppelt und dreifach ab. Die Darsteller spielen den Film nicht direkt nach. Sie spielen bloss, dass sie einen Film mit Szenen aus Pasolinis Klassiker drehen. Es geht also um die «Meta-Ebene», auch das ist so ein intelligent klingender Modebegriff, der aber klar macht: Hier wird Kunst gemacht.

Heerscharen von Theaterkritikern reisten aus dem gesamten deutschsprachigen Raum für die Premiere nach Zürich, niemand wollte sich dieses Spektakel im Schiffbau entgehen lassen. Dass dann in fast allen Rezensionen eine leise Enttäuschung mitschwang, dürfte damit zu tun haben, dass Rau etwas gar übertrieben hat mit seiner Risikovermeidungsstrategie – die man je nach Blickwinkel als elegant oder

feige betrachten kann. Vor allem aber zeigen die verhaltenen Reaktionen, wie abgestumpft die professionellen Theatergänger mittlerweile sind.

Wenn man es sich gewohnt ist, dass in jedem zweiten Theaterstück jemand nackt über die Bühne rennt, jemand in einer Ecke onaniert, so ist eine Behinderten-Sex-Szene nichts aufsehenerregendes mehr. Im Stück lassen die Schauspieler mit Down Syndrom die Hosen runter, ihr Hintern wird gefilmt und an die Grossleinwand projiziert. Einer von ihnen stellt splitternackt mit einem Ensemblemitglied des Schauspielhauses eine Analsex-Szene



Bildlegende Titel: xxx text Seite xx

nach, danach wischt er seinen Penis am Tisch-tuch ab. Ist man ein Spiesser, wenn man findet, man hätte die Darsteller – die zweifellos gerne mitmachen – vor so etwas schützen sollen?

Harmlos, ja rührend-komisch sind hingegen die Folterszenen, wenn die Darsteller als Exkremente geformten Schoggipudding essen oder mit sich mit Werkzeugen aus dem Scherzartikelregal massakrieren.

Was soll das alles? In anderen Projekten geht Rau von echten Gräueltaten aus, die er auf der Bühne abhandelt. Dies ermöglicht bestenfalls einen neuen Blick auf die Wirklichkeit. Hier aber dient ein Kunstgemetzler als Vorbild für das Kunstgemetzler. Der Erkenntnisgewinn ist entsprechend gering. Am Schluss bleibt einzig die hervorgebrachte Analogie haften zwischen dem Nazi-Euthanasie-Programm und der heute gängigen Abtreibung von geistig Behinderten. Und dass Männer mit Down-Syndrom Vergewaltigung spielen «geil» finden.

Die 120 Tage von Sodom: Schauspielhaus Zürich, Schiffbau, bis 12. März.